AFP

Mugabe-Anhänger (in Harare): *Einverständnis mit dem Wüterich*

SIMBABWE

Alte Kameraden

Unaufhaltsam führt Robert Mugabe sein Land in den Ruin. Europa hat den Diktator zur Persona non grata erklärt. Afrikanische Politiker aber feiern den Potentaten als nationalistischen Messias.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass der Diktator allzu viel mitbekommt von dem, was in seinem untergehenden Reich passiert. Wenn Robert Mugabe, 81, sich in seiner S600L-Pullman-Limousine des deutschen Autobauers Mercedes über die Straßen Simbabwes chauffieren lässt, hat er CD-Player, Spielfilme und Internet an Bord.

Gegen Attentäter ist der Chef der regierenden Zanu-PF ebenfalls gut gewappnet: Die Luxuskarosse, 6,40 Meter lang und mit einem V12-Zwillingsturbo ausgestattet, ist so stark gepanzert, dass sie Landminen und Granaten zu trotzen vermag. Das fünf Tonnen schwere Gefährt verbraucht mindestens einen Liter Treibstoff auf fünf Kilometern.

Würde Mugabe doch einmal durch die verdunkelten Scheiben schauen, könnte er am Straßenrand Spuren der von ihm angeordneten „Operation Murambatsvina“ sehen. Das heißt in der Landessprache Schona so viel wie „Müllbeseitigung“: Mit Bulldozern werden derzeit überall in seinem Reich lästige und unansehnliche Hüttenviertel abgerissen und deren ausgezehrte Bewohner ins Nirgendwo verjagt.

So rollt „Comrade Bob“ in seinem Mercedes durch planierte Städte und schwelgt in der Illusion, dass Simbabwe das „Juwel Afrikas“ sei. Tansanias erster Präsident Julius Nyerere hatte das Land so genannt, als es 1980 in die Hände des damals 56-jährigen Rebellenführers Robert Gabriel Mugabe fiel. Wohlmeinend hatte er seinerzeit gemahnt: „Gib gut darauf Acht.“

Nyerere starb 1999. Ein Jahr später begann der Marxist Mugabe, die weißen Farmer zu enteignen. Seitdem verwandelt sich das einstige Rhodesien, ein Paradies für Safari-Urlauber und Jagdtouristen, in ein Trümmerfeld.

Angetrieben von den kompromisslosen Briten, versuchen die Europäer seit Jahren schon, dem „verrückten Widerling“ (Bob Geldof) aus Harare Daumenschrauben anzulegen. Mugabe und 115 seiner wichtigsten Helfershelfer, „die Menschenrechtsverletzungen begehen und die Meinungs- und Versammlungsfreiheit einschränken“, dürfen nicht mehr nach Europa reisen. Die Vereinigten Staaten ergriffen ähnliche Schritte. Die EU und Deutschland strichen Entwicklungshilfe.

Doch der entscheidende Druck müsse „ganz eindeutig von der afrikanischen Diplomatie ausgehen“, fordert der ehemalige australische Außenminister und Präsident des Think-Tanks „International Crisis Group“, Gareth Evans: „Südafrika ist der bei weitem einflussreichste Akteur, der Simbabwes Krise lösen kann.“ Tatsächlich hängt das Land von südafrikanischen Stromlieferungen ab: Nur einen Hebel in Pretoria umgelegt, und Mugabe säße mit seiner rassistischen Clique im Dunkeln.

Aber ausgerechnet die Afrikaner verhalten sich erstaunlich wohlwollend, wenn es um den Herrscher in Harare und seine Allüren geht. Kaum ein kritisches Wort ist zu vernehmen. Als Mugabe im März reichlich absurde Parlamentswahlen veranstaltete, die seiner Zanu-PF zu einer stolzen Zweidrittelmehrheit verhalfen, lobte die Afrikanische Union die Farce als „frei und glaubwürdig“. Und das, obwohl die Art und Weise des Wahlkampfs in den Hospitälern von Harare zu besichtigen war: Dort lagen Hunderte Verletzte, Opfer von Mugabes Schlägertrupps.

Die 13 zur Beobachtung entsandten Vertreter der Southern African Development

AP

Präsidenten Mugabe, Mbeki (2003 in Harare)
Man steht sich bei, man ist solidarisch

Community, eines Zusammenschlusses der Länder des südlichen Afrika, kamen zum gleichen seltsamen Resultat – zu einem Zeitpunkt, als der Rest der Welt längst von Wahlbetrug sprach: „Der Vorgang war glaubwürdig“, so Südafrikas Bergbauminister Phumzile Mlambo-Ngcuka, „er gibt den Willen des simbabwischen Volkes wieder.“

Auch zur Zerstörung der Armensiedlungen möchte niemand Negatives sagen; die Afrikanische Union lehnt eine Einmischung in „innere Angelegenheiten“ ab. Mugabe-Kritikern wirft der Kommentator der südafrikanischen Wochenzeitung „Mail and Guardian“ „Heuchelei“ vor und der früheren Kolonialmacht Großbritannien, dass sie „Präsident Robert Mugabe dämonisiert“. Schließlich würden jedes Jahr irgendwo in der Welt „Millionen Menschen umgesiedelt, um Platz zu schaffen für Tourismus, Dämme, Straßen und Flughäfen“.

Als US-Außenministerin Condoleezza Rice Mugabes Reich einen „Vorposten der Tyrannei“ nannte, wiegelte Südafrikas Präsident Thabo Mbeki höchstpersönlich ab – solche Töne würden seine „stille Diplomatie“ stören, gab er zu verstehen.

Was ist los mit den afrikanischen Führern, jener neuen Generation, die eine „afrikanische Renaissance“ ausgerufen und „Good Governance“ versprochen hat, einen völlig neuen Regierungsstil? Mitunter scheint es, dass hinter der vermeintlich stillen Diplomatie Mbekis sogar klammheimliches Einverständnis mit dem Wüterich steckt, der sich selbst als „Hitler dieser Zeit“ tituliert.

Mbeki und Mugabe sind alte Bekannte. In den achtziger Jahren diente Simbabwe linken Guerillas als Rückzugsgebiet, vor allem südafrikanischen oder namibischen Kämpfern gegen die Apartheid. Äthiopiens ehemaliger marxistischer Diktator Mengistu Haile Mariam, der 1984/85 rund eine Million Landsleute verhungern ließ, genießt noch heute bei „Genosse Bob“ Exil.

Man steht sich bei, man ist solidarisch. Kaum hatte Mugabe vor kurzem Geldsorgen geäußert, sprang ihm Südafrikas Regierung zur Seite und versprach eine halbe Milliarde Dollar Kredit, wenn auch mit der Begleitforderung, den Simbabwern demokratische Zugeständnisse zu machen. Damit verhält sich Pretoria ähnlich wie Peking, das im Juli einen Wirtschaftsvertrag mit Mugabe unterzeichnete – und dafür im Gegenzug Gelegenheit erhält, die Bodenschätze des siechen Landes auszubeuten.

Aber auch jenseits der jeweiligen politischen Klasse scheint sich Robert Mugabe größter Beliebtheit auf dem Schwarzen Kontinent zu erfreuen. Als das Monatsmagazin „New African“ im vergangenen Jahr von seinen Lesern die „100 größten Afrikaner“ wählen ließ, landete der Herrscher aus Harare auf einem respektablen

AFP (O.); AARON UFUMELI / AFP (U.)

Zerstörter Slum, demolierte Farm: *Von der Kornkammer zum Armenhaus Afrikas*

dritten Platz – hinter Übervater Nelson Mandela und dem ghanaischen Unabhängigkeitshelden Kwame Nkrumah. „Im Gegensatz zu anderen seiner Kollegen“ habe Mugabe es vermieden, „eine neokoloniale Marionette zu werden“, begründete ein Leser das für Europäer überraschende Wahlergebnis. „Afrikas Nationalismus“ sei „auf dem Weg, einen wichtigen Sieg zu erringen“, meint ein Kolumnist des Blattes.

Namibias erster Präsident und heimlicher Herrscher Sam Nujoma forderte bereits vor Jahren seine Kollegen auf, sich zu „vereinigen und Simbabwe zu unterstützen; die Imperialisten dürfen unseren Kontinent nicht wiederbekommen“. Auch militärischen Beistand bot er an: „Die kolonialen Kräfte sollten wissen, dass die namibischen Streitkräfte innerhalb von 24 Stunden in Simbabwe sind, sollten sie das Land angreifen.“

Werden die Hassreden Mugabes im Rundfunk Sambias gesendet, ahnt der weiße sambische Farmerpräsident Guy Robinson, was wieder mal auf ihn zukommen wird: „Tagelang klingelt unser Telefon dann Sturm, weil aufgehetzte Sambier uns mit Gewalt und Enteignung drohen – ein Funke dieses Demagogen genügt, und die Stimmung explodiert selbst hier im Nachbarland.“

Ein ähnliches Klima herrscht mittlerweile selbst in Kenia. Pittoresk geschmückte Massai-Krieger gehen dort immer unverhohlener gegen weiße Grundbesitzer vor und drohen, „die Briten“ zu verjagen. Wenn Mugabe periodisch zur Hatz gegen Weiße ruft, füllen sich in Nairobis Tageszeitung „The Standard“ die Leserbriefspalten: Dass der Staatschef in Harare Afrika „den Stolz zurückgibt“, heißt es dann, und dass es wichtig sei zu wissen, „dass die Kolonialisten immer noch die Rohstoffe des Kontinents ausbeuten“.

Nicht viel anders ist es in Namibia, wo gerade die erste weiße Farmerfamilie enteignet wurde. „Tötet alle Weißen“ stand kürzlich auf einem Spruchband, das demonstrierende Hereros durch Windhuks Independence Avenue trugen.

Der ehemalige US-Präsident Bill Clinton bemerkte kürzlich in Johannesburg, er verstehe Solidarität mit jemandem, der gegen die Apartheid gewesen sei; doch müsse man sich auch gegen „solche Dinge aussprechen, wie sie Mugabe tut“.

Der ist nun bereits ein Vierteljahrhundert an der Macht, und seine Bilanz ist katastrophal. Die Arbeitslosigkeit beträgt 70 bis 80 Prozent, die Inflationsrate 350 Prozent. Obwohl Simbabwes Auslandsschulden auf mehr als 4,8 Milliarden Dollar angestiegen sind, kaufte Mugabe zuletzt Militärmaterial für geschätzte 400 Millionen Dollar ein.

Mindestens 700 000 Simbabwer machte der Staatschef durch seine jüngsten Säuberungen obdachlos, 500 000 Kinder wurden aus den Schulen vertrieben. Polizisten prügelten Slumbewohner tot, als die ihr Hab und Gut zu verteidigen suchten, andere wurden unter den Trümmern ihrer Wellblechhütten begraben.

Die einstige Kornkammer des südlichen Afrika ist zum Armenhaus des Kontinents verkommen. 4000 weiße Farmer wurden innerhalb von fünf Jahren enteignet – im Nachbarland Sambia sorgen sie nun für Rekordernten. Die Landwirtschaft Simbabwes hingegen, einst Rückgrat der Ökonomie, kommt nur noch auf klägliche 17 Prozent des Bruttoinlandsprodukts.

200 000 Landarbeiter verloren durch die Enteignungskampagne ihre Jobs. Die Lage ist inzwischen so hoffnungslos, dass Simbabwes Zentralbank-Chef Gideon Gono forderte, die weißen Landwirte zurückzurufen – erhört wurde er von Mugabe nicht. Im Gegenteil: Erst vergangene Woche schlugen Mugabes Schergen drei weiße Bauern krankenhausreif. Über vier Millionen Simbabwer, schätzt das Welternährungsprogramm der Uno, benötigen in Kürze Lebensmittelhilfe.

Rund drei Millionen Simbabwer suchten ihr Heil in der Flucht nach Botswana oder Südafrika. Selbst acht simbabwische Fußballer – einige von ihnen Berühmtheiten zu Hause – tauchten vergangene Woche ab, nach einem Freundschaftsspiel in Großbritannien. Sie bevorzugen offenbar ein illegales Dasein in England, statt in das Reich des dunklen Herrschers Mugabe zurückzukehren.

Opposition hat der verstockte Alte kaum zu erwarten. Es herrscht ein Klima der Angst. Die Bewegung für demokratischen Wandel unter Mugabes Kontrahent Morgan Tsvangirai ist vom jahrelangen Terror zermürbt und kaum noch handlungsfähig. Deshalb sieht Pius Ncube, Erzbischof von Bulawayo, zuallererst nur einen Weg aus der Misere: „Ich bete dafür, dass Mugabe stirbt.“

THILO THIELKE